

31. Jhg. JUNI 2021 Nr. 6 (391)

MASURISCHE STORCHENPOST



Es gibt Menschen, die ihre Zeit der Rettung alter evangelischer Friedhöfe widmen und es gibt Menschen, die diese Friedhöfe gedankenlos zerstören.

<https://www.dziendobryelk.pl/>



Im Bild ist das Ausmaß der Zerstörung des Friedhofs auf einem Drohnenbild festgehalten.

Foto: Diözese Masuren der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen

Verletzung des masurischen kulturellen Erbes

Alte evangelische Friedhöfe stellen ein kulturelles Erbe dar, das die heutige Generation als Erbe von früheren Generationen erhalten hat. Sie sind Teil der Geschichte dieses Landes und der Menschen, die hier lebten. Die moralische Pflicht der heutigen Generation ist die Sorge um das hinterlassene materielle und nichtmaterielle Erbe.

Seit einigen Jahren wurden lokale Initiativen ergriffen, die zum Ziel haben, sich um die alten evangelischen Friedhöfe zu kümmern.

Ein Beispiel können hier die „Gesellschaft zur Pflege deutschen Kulturguts in Kalkofen e.V.“ und Reinhard Donder in der Angelegenheit des Friedhofs in Dorntal sein, der wegen der Pläne zum Bau der Via Baltica zerstört wurde. Es wurde beschlossen, den Friedhof nach Kalkofen zu verlegen, wo im Jahr 1995 eine Renovierung des Friedhofs durchgeführt wurde, er im Jahr 2002 aufgeräumt wurde, und im Jahr 2007 auf dem Friedhof ein „Versöhnungsstein“ aufgestellt wurde. Darauf wurden das Datum 1473 (die erste Erwähnung des Dorfs) und die drei Namen Chrzanowo, Chrzanowen, Kalkofen (der Name des Dorfs in den Jahren 1933-1945) angebracht. In der heutigen Situation gibt es ein Projekt der Überführung des gesamten Friedhofs von Ciernie/Dorntal nach Chrzanowo/Kalkofen auf würdige Weise. Das bedeutet, sterbliche Überreste und eventuelle Überbleibsel in den Gräbern in

kleine Särge legen, andere Beweise für die Existenz des Friedhofs in Dorntal nach Kalkofen zu bringen, eine detaillierte Dokumentation und Registrierung, auch graphisch mit Photos und Plänen durchzuführen und eine Gedenktafel (auf Deutsch und Polnisch) in Kalkofen zu errichten. Die Arbeiten sind im Gange in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft „Blusztyn“ und dem Gesellschaftskomitee zur Rettung ehemaliger Friedhöfe in Ermland und Masuren.

Ein weiteres Beispiel kann die Geschichte des Dorfes Sowiróg (Euleneck) sein.

Das Dorf Sowiróg, bekannt durch den Roman „Jeromin-Kinder“ von Ernst Wiechert. Das Dorf Sowiróg hörte 1949 auf zu existieren. Sichtbare Fundamente, Überreste des ehemaligen Friedhofs und alte Obstbäume sind erhalten geblieben. In den Jahren 2009-2012 haben der Verein „Sadyba“ und „Borussia“ ein Projekt mit dem Titel „Die verlorenen Dörfer des Johannisburger Heide“ durchgeführt.

Die erste Etappe endete 2010 mit der feierlichen Enthüllung von 4 Tafeln in Wądołek und Sowirog. Die Friedhöfe und Zufahrtswege wurden gesäubert. Die Friedhöfe wurden von der Allgemeine Mittelschule Nr. 1 in Johannisburg/Pisz betreut.

Dank der Gesellschaft „Blusztyn“ und „Freunde Masurens“ wurden mehr als ein Dutzend vergessener evangelischer Friedhöfe in der Gemeinde Drengfurth (u.a. in Bäslack, Drengfurth, Wenden), im Kreis Angerburg (Steinort), Sensburg und zuletzt in Steinwalde, worüber Maria Grygo in dieser Ausgabe schreibt, in Ordnung gebracht.

Die Gesellschaft „Nasza Krutyń“ (Unser Kruttinnen) kümmert sich - wie vom Vorsitzenden des Vereins erklärt - um neun Fried-

höfe in der Gemeinde Peitschendorf, u.a. um den Friedhof in Kruttinnen. Am 22. Mai dieses Jahres wurde auf dem Friedhof eine Gedenktafel enthüllt, die der Bischof der Diözese Masuren, Pfarrer Paweł Hause, weihte. „Nach den Geschehnissen in Neuendorf bei Lyck wollten wir die Bedeutung eines angemessenen Umgangs mit ehemaligen Friedhöfen betonen“, sagte Bischof Paweł Hause in seiner Rede.

Solche Initiativen erfreuen, aber in Neuendorf bei Lyck war es anders.

Anfang April (08.04.2021) tauchten im Internet Bilder und eine Information auf, die den verwüsteten evangelischen Friedhof in Neuendorf bei Lyck zeigten. Die Angelegenheit kam durch Zufall ans Tageslicht, da der lokale Aktivist Zbigniew Achramowicz bei einer Radtour auf die auf dem Friedhof gemachten Arbeiten stieß. Es zeigte sich, dass sie schon seit September letzten Jahres dauerten. Beunruhigt verständigte er die Staatsanwaltschaft von der Möglichkeit eines Verbrechens und machte die Angelegenheit im Internet bekannt.

Es wurden die Polizei, die Staatsanwaltschaft und der Denkmalpfleger der Woiwodschaft benachrichtigt. Die Abgeordnete zum Sejm der Republik Polen Urszula Pasławska (PSL) leitete eine Abgeordneten-Intervention ein und berief eine Pressekonferenz auf dem Friedhof ein. Den Ort der Verwüstung sah sich auch Wiktor Marek Leyk an, der Bevollmächtigte des Marschalls der Woiwodschaft Ermland-Masuren für Fragen der nationalen und ethnischen Minderheiten.

Nach den einleitenden Ermittlungen zeigte sich, dass für die Zerstörungen der Propst der lokalen römisch-katholischen Gemeinde

Pfarrer Andrzej Bryg verantwortlich ist, der gleichzeitig der Verwalter des Friedhofs ist. Das Entfernen evangelischer Grabmäler sollte der Schaffung neuer Plätze für Beerdigungen dienen. Nach dem Fällen von Bäumen fuhr schweres Gerät auf das Gelände des Friedhofs, der Grabmäler zerstörte sowie Fragmente menschlicher sterblicher Überreste freilegte.

Für die Arbeiten hatte der Denkmalpfleger der Woiwodschaft keine Erlaubnis erteilt. Er befahl eine sofortige Einstellung der Arbeiten und benachrichtigte ebenfalls die Strafverfolgungsbehörden. Die Pfarrgemeinde hatte auch keine aktuelle Erlaubnis der Gemeinde für den Baumschnitt. Da ein Teil des Friedhofs auch ein Kriegsfriedhof war, interessierte sich der Woiwode von Ermeland-Masuren Artur Chojecki für die Angelegenheit. Der Sache nahmen sich sehr schnell auch lokale Politiker sowie polenweite Medien an, die sie bekannt machten.

Der Pressesprecher der Diözese Masuren Pfarrer Wojciech Płoszek informierte in den sozialen Medien, dass es am 26. April zu einem Treffen des Vertreters der evangelisch-augsburgischen Kirche Pfarrer Marcin Pysz und Pfarrer Andrzej Bryg kam, und zwar auf dem Gelände des Friedhofs in Neuendorf bei Lyck, den die von Pfarrer Bryg geführte Pfarrgemeinde verwaltet.

Während dieser Visite stellte die evangelische Seite die folgenden, nicht verhandelbaren Forderungen zur Erledigung der Angelegenheit: 1. Die Wiederherstellung des ursprünglichen Aussehens des Friedhofes mit der Rekonstruktion der Grabmäler an der Ruhestätte (...) 2. Das Sammeln der übrigen während der Arbeiten ausgegrabenen menschlichen Überreste und ihre Bestattung in Übereinstimmung mit der evangelisch-augsburgischen Tradition. 3. Entfernung der übrigen Wurzelstöcke ohne Verwendung

schweren Geräts. 4. Die Schaffung eines Lapidariums für die übrigen Platten und Grabumrahmungen sowie die Sorge für Ordnung auf diesem Gelände. 5. Die Montage einer Tafel mit der Aufschrift „Ehemaliger evangelischer Friedhof“ am Eingangstor. 6. Die Organisation eines ökumenischen Gebets auf dem wiederhergestellten Friedhof, wie Pfarrer Płoszek in den sozialen Medien informierte. Die Leitung der Diözese sowie die evangelisch-augsburgische Gemeinde in Johannesburg machen ihre weiteren Aktivitäten und Schritte von der Entscheidung der Staatsanwaltschaft des Bezirks in Lyck, des Denkmalpflegers der Woiwodschaft sowie dem Grad der Ausführung der im Brief an Pfarrer Andrej Bryg genannten Ausbesserungsarbeiten abhängig. Nicht ausgeschlossen sind auch Klagen von Privatpersonen und Nichtregierungsorganisation auf dem zivilrechtlichen Weg, gab Pfarrer Płoszek zu.

Die Angelegenheit der Verwüstung des Friedhofs ist durch die Lycker Ermittler aufgeklärt, separate Verfahren zu dem illegalen Baumschnitt auf dem Friedhof führt die Gemeinde Lyck.

Über weitere Aktivitäten der Behörden werden wir die Leser informieren.

Quelle: Internet

Bearbeitet von Barbara Willan

***„Der Toten Ewigkeit dauert so lange,
wie sie ihnen mit Erinnerung bezahlt wird.“***

Wisława Szymborska

Arbeiten auf dem Friedhof in Krzyżany/Steinwalde

Von Maria Grygo

Das kleine Dorf Krzysahnen(1927-1945 Steinwalde, pln. Krzyżany) liegt einige Kilometer von Rhein entfernt. Das Dorf wurde 1547 gegründet. Anfang des 18. Jahrhunderts machten die Einwohner eine Pestepidemie durch. In der Zeit der deutsch-russischen Kämpfe 1914 wurde das Dorf niedergebrannt.

Im Dorf befindet sich ein Denkmal für die Einwohner, die im Ersten Weltkrieg gefallen sind, gleichzeitig Volksabstimmungsdenkmal, das 2012 bei Erdarbeiten gefunden wurde und neben dem Wegkreuz aufgestellt wurde. Im April dieses Jahres wurde den Mitgliedern der Gesellschaft Blusztyn und des Vereins Freunde Masurens der obere Teil des Denkmals übergeben, das einer der Einwohner des Ortes aufgehoben hatte. Das Denkmal war nach dem Zweiten Weltkrieg beschädigt worden. Auf dem oberen Teil des Denkmals waren die Originalfarben der Buchstaben und des Kreuzes zu sehen. Das Denkmal wurde gesäubert, die zwei Teile verbunden und die Buchstaben mit den Namen der gefallenen Einwohner mit goldener Farbe gemalt.

Gegenüber dem Denkmal zieht sich der evangelische Friedhof aus der Mitte des 19. Jahrhunderts hin. Im Juni 2019 fand hier die fei-

erliche Enthüllung von Erinnerungstafeln statt, die von Herrn G. Borrek gestiftet worden waren, der sich 2018 in Masuren aufgehalten hatte, um Spuren seiner Großeltern zu suchen. Er fand den Ort des Massengrabs, in dem gegen Ende des Zweiten Weltkriegs die Großeltern gemeinsam mit anderen ermordeten Personen aus dieser Umgebung begraben worden waren. Die Erinnerungstafeln sind ein symbolischer Ort ihrer ewigen Ruhe, denn an einem Grab kann man sich verabschieden und man kann immer zu ihm zurückkehren.

Eben auf diesem Friedhof begannen schon im März dieses Jahres Säuberungsarbeiten im Rahmen eines Projektes zweier Gesellschaften – die Freunde Masurens und Blusztyn. Nach Erlangung der notwendigen Dokumente begannen die ersten Arbeiten auf dem Friedhof. Sie umfassten die Entfernung von Sträuchern, die den ganzen Friedhof überwachsen hatten, sowie dem Sammeln alter Zweige und Äste, und damit der Entdeckung von Gräbern und der Pflanzenwelt des Friedhofs. Die ersten Arbeiten auf dem Friedhof erwiesen sich als ungewöhnliche Herausforderung für die Mitglieder beider Gesellschaften. Nach den Säuberungsarbeiten kam die Zeit für Renovierungs- und Ausbesserungsarbeiten sowie die Inventur des Friedhofs. Auf dem Friedhof wurden zwei Kreuze gefunden, ein geschmiedetes und ein gusseisernes. Das geschmiedete Kreuz wurde von einem der Mitglieder der Gesellschaft Freunde Masurens restauriert, das zweite Kreuz hingegen war von Wurzeln eingeschlossen und konnte nicht geborgen werden. Es ließ sich entziffern, dass es Charlotte Konrad gehört, die am 29. September 1870 verstarb. Das geschmiedete Kreuz wurde dagegen in den Originalstein eingesetzt. Das erste Grab,

das ins Lot gebracht, gesäubert und von dem das Grabkissen aus Marmor gesäubert wurde, war von August August Orłowski, einem Einwohner von Krzysahnen, dessen Name auch auf dem Gedenkstein aufscheint. Er starb an den Verletzungen, die er im Ersten Weltkrieg davongetragen hatte. Mit den Arbeiten am Grab sowie der Renovierung des Grabkissen befasste sich ein junger Mann, der während der Renovierungsarbeiten bemerkte, dass August Orłowski genau 100 Jahre vor seinem Geburtstag geboren worden war, in seinem Alter gewesen war, als er starb, und die Aufräumarbeiten auf dem Friedhof in Krzysahnen am 100. Todestag von August begonnen wurden.

Weitere Arbeiten auf dem Friedhof umfassten das Ins-Lot-Bringen von Gräbern und ihre Säuberung.

Schritt für Schritt wird der Friedhof in Krzysahnen dem Vergessen entrissen, die Erinnerung an ehemalige Einwohner von Krzysahnen wiederhergestellt. Und zusammen mit ihnen wird die Natur lebendig: Schneeglöckchen, Leberblümchen, Veilchen, sibirischer Blaustern, Efeu. Wir Lebenden haben hier und heute die einzige Macht die alten Friedhöfe dem Abgrund des Vergessens zu entreißen.

Ostpreußische Landschaft

Von Ernst Wiechert

Wer an ihrem Westrand steht und über die Nogat blickt, kann aus weiter Ferne im dunklen Rot der Marienburg einen goldenen Glanz gewahren gleich dem Glühen eines Edelsteines. Es ist das Bild der Mutter Gottes, das von hoher Mauer segnend und schützend gen Osten sieht.

Wer an ihrem Ostrand steht und aus den Wäldern der Rominte nach Asien blickt, kann in weiter Ferne gedämpften Glanz der Zwiebeltürme gewahren, auf denen ein anderes Kreuz leuchtet als das unsrige.

Zwischen diesen beiden Symbolen der Erlösung liegt die ostpreußische Landschaft. Es ist eine begrabene Landschaft, und ihre Größe liegt nicht im Aufgetürmten, Sichtbaren, weithin Ragen-den, sondern in der Verhüllung. Das Eis ging über sie hin, und die Ströme gingen über sie hin, und der Wind der Steppen und großen Meere. Ihr Antlitz trägt die Furchen großer Zeit und großen Schicksals, aber das Furchende ist versunken, und das Gefurchte ist des Schmerzes schon lange entkleidet und zu der stillen Größe verwandelt, die von den Stirnen der Leidgeprüften am Ende eines Lebens strahlt.

Auch scheint das Schicksal ihrer Menschen dem ihrer Erde gleich gewesen zu sein. Pflug der Gletscher und Pflug des Schwertes, um und um wendend, zu immer neuer Saat bereitend, Schicht unter Schicht begrabend, Korn mit Korn vermischend. Eine Erde, die viel Blut getrunken hat, edles heimisches Blut wie das Pruzzenblut und alle fremden Erobererströme bis weithin zu den fernen

mongolischen Quellen. Sie sagen bei uns, daß die alten Götter Bernsteinkronen getragen hätten, und der Bernstein ist die Träne jahrtausendealter versunkener Wälder.

Dieses von der Erde und ihren Menschen muß man wissen, wenn man nach der Seele der Landschaft sucht, aus ihrer sichtbaren Form heraus. Wir haben die Zone der Wälder wo die Gletscher ihres Ganges müde geworden sind, hügelauflauf und hügelab, von Horizont zu Horizont. Tausend Seen schlafen unter ihrem Kleid, gefurchte Steine liegen auf armem Feld. Der Wolf streicht durch ihre schneeverhangene Dickung, der Adler Horstet in ihren Kronen, der Wildschwan hebt sich weiß und stürmend aus dem Rohr ihrer Gewässer. Ihre Dörfer sind grau, ärmlich und einsam, und der Klang ihrer Namen rührt uns geheimnisvoll an. Sakrent: das ist die Umkehr, Sowirog: das ist der Eulenwinkel.

Wir haben die Zone der Ströme, träge und dunkel ziehend, zwischen Erlenwald und den großen Mooren, über die der Blick nicht reicht. Die Erde ist schwarz, die Gewässer sind schwarz, und silbern weht nur das Gras der weiten Wiesen, wenn der schwere Wind es beugt. Die Trachten der Frauen sind bunt, ihr Hausrat, ihre Grabkreuze. Aber die Worte und Melodien ihrer Lieder sind von unsäglicher Schwermut wie das Antlitz der Laima, die ihre Schicksalsgöttin ist. Die Horizonte sind weiter gespannt als in den Wäldern, die Leidenschaften wilder, der Tod näher, und dem zermalmenden Eisgang des Memelstromes ist nichts zu vergleichen, was die masurische Erde hervorbringt an zerstörender Gewalt. Was aus dem Schoße jener Wälder steigt, ist gleich einer Idylle, deren Unendlichkeit zur Größe wächst. Was aus dem dumpfen Atem der Ströme steigt, ist eine düstere Ballade, drohend und

schicksalsschwer, von Blut durchtränkt und von jenen Kränzen durchflochten, die von den Tischen der Liebe stürzen, wenn das Schwert erscheint.

Und was westlich dieser Landschaft liegt, zum Sandgebirge der Kurischen Nehrung getürmt, ist die dramatische Ballung dieser Erde, ist das Ragende der Grate statt der Spannung von Horizont zu Horizont, ist das Dreidimensionale statt der Fläche, ist die Bleichheit der Wüste statt der Farbigkeit begrünter Erde, der Schrei statt der gezogenen Klage, die Katastrophe statt der Bändigung. Hier ist die große Landschaft, über die Gottes Füße gehen könnten, die Landschaft, in der Moses die steinernen Tafeln empfangen haben könnte, die Landschaft der ungeheuren Einsamkeit, der Verschüttung, der Auslöschung, die Stätte, wohin der letzte Mensch sich flüchten könnte, um sein Haupt zu verhüllen, bevor er an die Pforte seines Ausgangs klopfte.

Es ist auch die Stätte, wohin das letzte Tier sich geflüchtet hat, dem die Majestät des Todes gehört: der Elch.

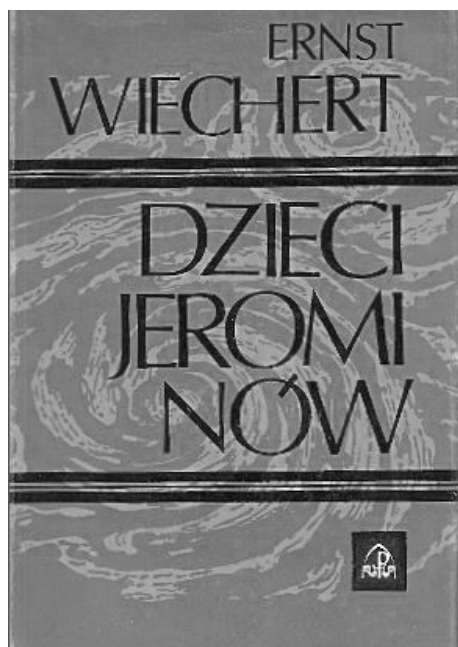
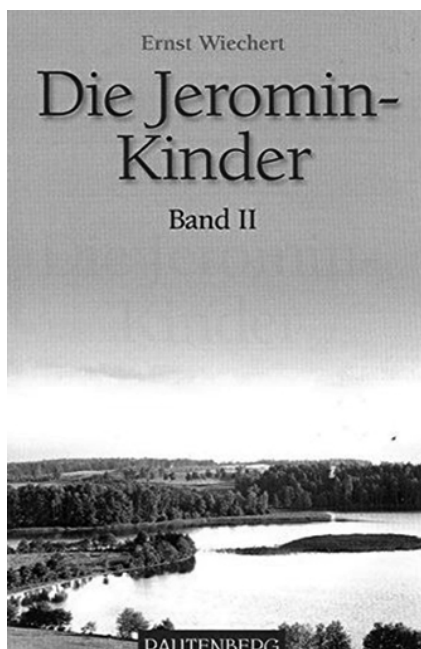
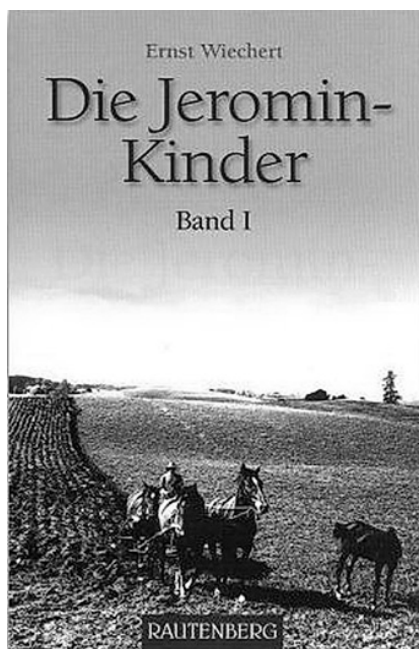
Was zwischen diesen Zonen liegt, ist Kulturland, von Menschenhand geformt, mit Häusern bebaut, von Ackern erfüllt, von Erwerb genutzt, nicht anders als sonstwo im deutschen Land.

Aber die Luft ist anders über dieser Provinz, die Räume des Himmels und der Erde sind größer, die Gebirge der Wolken geformter und mächtiger, die Straßen spärlicher, das Leben ärmlicher, die Menschen schweigsamer. Ist, als verströme das Leben des Reiches sich hier, ja als versickere es zwischen den ausgebreiteten Armen der asiatischen Erde. Hier ist die Brücke von Erdteil zu Erdteil, und über ihren Pfeilern steht stumm ein ernstes Geschlecht, wachend, träumend, grübelnd, kämpfend, genährt von der Landschaft wie von dem Blute ihrer Mutter. Denn nun, da wir

von dieser Erde gesprochen haben, ist es uns nicht, als seien Hamann und Heider aus dem Sturm ihrer Wälder emporgebrochen? Als habe Agnes Miegel am Ufer der klagenden Ströme gesessen und Käthe Kollwitz sich über das dunkle Moorwasser gebeugt, um ihre Gesichte zu sehen?

Laßt es uns glauben, denn wir bedürfen des Glaubens. mehr als anderswo. Wir haben keinen Frühling auf unserer Erde, und vom September bis zum Mai stehen die Nebelgespenster vor unseren Türen und Herzen. Wir sind unserer Armut bewußt und unserer Einsamkeit, wir haben nicht Dome, noch Paläste, nicht Glanz der Sage, noch Größe der Geschichte. Der einzige Märtyrer, den wir besitzen, hat uns nichts als sein Blut hinterlassen, und nur ein verrostetes Gitter auf sandigem Feld zeigt die Stelle, wo er starb. Aber wenn die erste Birke sich begrünt, und der erste Bauer die Pflugschar in seine arme Erde senkt, scheint auch uns der Himmel sich zu weiten über dem ersten Schöpfungstag und der schwere Schritt des Pflügers uns einzureihen in die Gefährten des Bundes, den Gott mit aller Erde geschlossen hat, daß auf ihr nicht aufhöre Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

Ernst Wiechert (* 18. Mai 1887 in Kleinort, Kreis Sensburg, Masuren; † 24. August 1950 in Uerikon im Kanton Zürich, Schweiz) war ein deutschsprachiger Lehrer und Schriftsteller. Von Anfang der 1930er bis weit in die 1950er Jahre hinein war er einer der meistgelesenen deutschen Autoren.



Das Bild der Masuren in Ernst Wiecherts „Jeromin-Kindern“

Von Anita Romulewicz

Der zweibändige Roman von Ernst Wiechert „Die Jeromin-Kinder“ entstand in den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts. Band I erschien 1945, zwei Jahre später Band II (1947). Das Buch stellte eine weitere Position im bereits reichen Schaffen des Schriftstellers dar. Heute wird es als das hervorragendste Werk des Autors angesehen, in dem er die reife Haltung eines Humanisten Ausdruck gab, der sich jeglicher Begrenzung der Freiheit des Menschen entschieden widersetzte. Der Roman ist tief in den persönlichen Erfahrungen des Schriftstellers verwurzelt. Indem er die Erzählung über das Schicksal der Familie Jeromin aus dem kleinen, in den masurischen Wäldern verborgenen Dorf Sowirog (auch Euleneck) aufbaut, zeichnet er symbolisch seine eigene seelische Heimat auf. Hier konzentrierte der Autor in Form einer Familiensaga, die sich über einige Jahrzehnte erstreckt, das selbst erinnerte Bild der masurischen Gesellschaft, der er entwuchs und von der er ein Teil war.

Die Jeromin-Kinder sind eine ungewöhnlich reiche Überlieferung. Sie können Gegenstand einer vertieften Analyse von Forschern vieler Wissensgebiete sein, Philologen, Philosophen oder Theologen, und durch ihre universelle Dimension sind sie

eine wertvolle Quelle der Reflexion. Vor allem sind sie eine interessante und ergreifende Erzählung von menschlichen Schicksalen, die sowohl in der Szenerie eines armen Dorfs in der Umgebung von Johannsburg, als auch in den ostpreußischen Städten und Städtchen von Anfang des 20. Jahrhunderts angesiedelt ist. Und obwohl Ernst Wiechert im Roman nur eine geographisch kleine Fläche des Lebens der Masuren kreiert, so ist sie so symbolisch, dass man gewisse Verallgemeinerungen zur Lebensweise sowie Merkmalen einer typisch masurischen Gesellschaft wagen kann.

Es lohnt sich, die Betrachtung der einstmaligen Welt der Masuren mit einem Blick auf die Umgebung zu beginnen, in der sie lebten, auf die Umwelt, die sie gestaltete und ihr Überleben bedingte. Im Roman kann man einige farbenfrohe Beschreibungen von Sowirog finden, und hier ist eine von ihnen:

„[Diese Dörfer] liegen an den Seen und Mooren jenes östlichen Landes, mit grauen Dächern und blinden Fenstern, mit alten Ziehbrunnen und ein paar wilden Birnbäumen auf den steinigten Acker-rainen. Der große Wald umschließt sie, und ein hoher Himmel mit schweren Wolken wölbt sich über ihnen. Eine sandige Straße zieht zwischen ihren verlassenen Gartenzäunen entlang. Sie kommt aus den weiten Wäldern und verschwindet wieder zwischen ihnen. Der Postbote geht auf ihr entlang und häufiger noch der Gendarm, und manchmal zieht ein Hochzeitszug bunt und lärmend durch ihre tiefen Geleise. Aber meistens liegt sie schweigend da, und die jungen Birken werfen ihre dünnen Schatten auf die verschilften Gräben. (...) Und so sind auch die Dörfer.“

Das masurische Haus war bescheiden, sehr oft umgeben von Obstbäumen und einem Garten. Es bestand aus einigen Kam-

mern, und sein Zentrum war die Küche mit der Feuerstelle und den Herdringen. In ihr warf, wie der jüngste der Jeromins – Jons – sagte „die an den Balken gehängte Petroleumlampe auf alle einen trüben Glanz, wo jeder eine andere Beschäftigung hatte und in einer eigenen Sprache redete.“ Eben in der Küche saßen besonders die Kinder und die älteren Leute gerne beim Feuer, die einen erzählten, die anderen hörten den Erzählungen zu. In den Alkoven im ersten Stock, wo die Hausbewohner schliefen, war es oft dicht gedrängt, besonders in großen Familien, und im Winter war es trotz dicker Deckbetten und zerbrochener Fenster, „die mit Erbsenstroh isoliert waren, so kalt, dass im Mondschein der Dampf des Atems wahrnehmbar war“. Das Innere war eher niedrig und dunkel, obwohl die Einwohner die Fenster nicht verhängten. Davon zeugt die Verwunderung von Jons, als er in der großen Stadt war: „er hatte die Vorhänge nicht vorgezogen, denn er kannte sie nicht, und an vielen Seiten des Fensters hingen so viele Schnüre, dass er fürchtete, sie zu berühren“. Ähnlich merkwürdig kamen dem Jungen die großen Steinplatten vor, über die er auf den Straßen der Stadt ging.

Für die Masuren aus Sowirog, wie auch für die Mehrzahl der Einwohner Masurens waren die Hauptquelle des Unterhalts Erde, Wald und See. Eine kleine Gruppe stellten die Repräsentanten der deutschen Verwaltung, Beamte, Lehrer und Gendarmen. Die Einwohner arbeiteten auf dem Feld und in der Saison im Wald, auch die Kinder. Sie nutzten es, dass ihr Herr, von Balk, kein geiziger Herr war. „In seinem See fingen sie Fische, die Kühe trieben sie in seine Wälder. Die Dächer deckten sie mit seinem Schilf, sie verbrannten Torf aus seinen Torfgruben. Beinahe ganz

Sowirog baute kümmerliches Getreide und Kartoffeln auf seinem Boden an, den er in Pacht gab.“ Über Wald und See sprachen alle als über „ihren“ Wald und „ihren“ See. Und so lesen wir im Roman: „Ihre Freunde waren weder Förster, noch Fischereiaufseher, und einen Gendarmenhelm erkannten sie, kaum dass er sich über dem Horizont zeigte.“ Einer der Helden antwortete auf die Frage nach dem Wald, dass ihm auch nicht ein Baum davon gehört, und es dennoch sein Wald ist. Bei Waldarbeiten rodeten die Männer Streifen auf winterlichen Kahlschlägen, häuften das Reisig auf Haufen oder verbrannten es, oder setzten auch auf sandigem Boden Kiefernsetzlinge. Sie bauchen auch Wege, ebneten Böschungen und fuhren auf Schubkarren weißen Sand an andere Stellen.

Die Garben von den Feldern fuhren die Masuren aus Sowirog ein, nachdem sie die Kühe an die kleinen Wagen gespannt hatten, auf denen die Frauen in weißen Kopftüchern arbeiteten. Wenn es keine Arbeit auf den Feldern gab und die Kinder in die Schule geschickt worden waren, nähten sie, webten auf den Webrahmen, versorgten die Ställe, machten Butter, wuschen am Ufer kniend im See, kümmerten sich um das Haus. Es gab im Dorf auch eine Kräuterfrau, „die ein Arzt um ihre sichere und glückliche Hand beneiden hätte können“, den Wirt Cwallina, den Hirten Piontek, der Pilze in heißer Asche briet, und den Köhler Jakub Jeromin mit seinem Meiler, aus dem die Holzkohle in die umliegenden Schmieden und Bäckereien ging. Niemand jedoch war ein reicher Mensch.

Die Abhängigkeit des Überlebens von der unbezähmbaren Natur schuf in den masurischen Bauern eine starke Verbindung mit der Umwelt, in der eine Demut gegenüber dem Unvermeidlichen zum Ausdruck kommt, und mit einer großen Freude an einer

gelungenen Ernte. So wurde in Sowirog Erntedank gefeiert: „Sie hatten einen Holztisch vor dem Jerominschen Hause über dem See aufgestellt, und Balk war der Hausherr. Es gab Kaffee, Kuchen und einen süßen Schnaps und nachher Bier. Gogun spielte auf der Ziehharmonika, und sie sangen. (...) Das Bier ging zur Neige, und sie lärmten schon. [Dann] stand schon der silberne Wagen im Zenit, und über dem Moor hingen die schweren Nebel.“

Im Alltag wurde bescheiden gegessen: Vollkornbrot, Getreidekaffee aus der Blechbüchse, manchmal wurden aus der Stadt in Körben Brötchen „fünf auf einmal gebacken“ gebracht, die bis auf den letzten Brosamen gegessen wurden, zum Frühstück Milchsuppe oder Grießbrei mit hinein gebröseltem Brot, und es erfreute ein gefangener Hecht oder Schleie. Wenn auf dem Hof etwas Butter, Sahne oder ein paar Pfund Fisch aus dem See übriggeblieben waren, brachten die Frauen die Lebensmittel auf den Markt in der Kreisstadt. Aber es kam vor, dass nur trockenes Brot mit Speck übrig blieb. Dafür buken sie an den Osterfeiertagen große Kringel.

Von der Armut der Einwohner von Sowirog zeugt auch der Kontrast, der während der Besuche der Masurinnen in der Stadt sichtbar wird, mit dem Wiechert seinen Roman beginnt: „sie waren noch einmal durch die Straße mit den großen Schaufenstern gegangen. Sie hatten mit müden Augen auf die Schätze geblickt, die dort, unerreichbar für sie, lagen, (...) Sie schoben die Kopftücher zurück und atmeten tief. Schön war die Stadt, ein Ort des Glanzes und des Reichtums, der Wunder und Verheißungen. (...) Aber die Füße schmerzten in den ungewohnten Schuhen, das Geld verschwand aus dem zugeknöpften Taschentuch, und die Männer be-

tranken sich, sowie man sie aus den Augen verlor". Ihre Kleidung unterschied sich nicht viel von der im Dorf getragenen. Oft war sie geflickt. Bei der Rückkehr aus der Stadt hielten sie die Schuhe, die alle im Dorf beschlagen hatten, in der Hand. Die masurischen Frauen kämmt sich glatt, manchmal mit Scheitel. Sie kleideten sich in bescheidene, einfarbige, am häufigsten schwarze Kleider, über die sie Tücher warfen. Diejenigen, denen es gelungen war, einen Groschen auszugeben, hatten am Sonntag ein seidenes Tuch.

Die Kinder hingegen liefen auch an Feiertagen barfuß herum. Sie freuten sich über Spielzeug aus Holz: Pferdchen, ein Wagen auf Rädern aus Spulen von Bindfäden, Papierboote, die auf den Gräben am Weg schwimmen gelassen wurden. Wenn sie auf die Welt kamen, erhielten sie lediglich das Leben. Wenn sie erwachsen wurden, erbten sie nur die Armut, mit Ausnahme des ältesten Sohnes, der seine Zukunft mit dem väterlichen Hof verbinden konnte und den Eltern im Austausch dazu das Altenteil sicherte, also die Sorge im Alter.

Wie Wiechert in seinem Roman schreibt: „Der Überschuss an jüngeren Söhnen, solchen, die nicht das Erbe zu übernehmen hatten, ging in den westlichen Städten des Reiches verloren, vergrub sich unter der Erde in den Bergwerken, vergaß die Wälder und Sümpfe, bezahlte Einkommen und Gewinne mit der Verbannung der in Dunkelheit Lebenden (...) Wenn sie nach vielen Jahren in die Heimat zurückkehrten, für kurze, das Erstaunen der Dörfer weckende Besuche, gepresst in städtische Kleidung, mit Frauen, die dumm und von oben herab auf das Elend blickten, standen sie wie Exilanten am Ufer des Sees (...) Sie rühmten sich ihres Einkommens und Lebens, lobten ihre Bedeutung dort, aber diese

Worte klangen leer und falsch. Manch einer stahl sich in der Dämmerung zum wilden Birnbaum, der am Feldrain wuchs, wo seine Kindheit begraben war, und betrachtete niedergeschlagen und in düsterer Wehmut jenes arme Land, das auch ihm versprochen war, und das er für ein Linsengericht verlassen hatte.“

Trotzdem gingen viele von den Jungen aus dem Dorf weg auf der Flucht vor Armut und Dunkelheit, so wie Gina Jeromin, die nach Berlin fuhr „um reich und glücklich zu werden, um eine Prinzessin zu werden, die auf goldenen Tellern isst“, und um nicht mehr Strümpfe aus Schafswolle tragen zu müssen, den Mund mit roter Farbe zu bemalen, um so wie ihre Schwester Maria nicht in Dienst gehen zu müssen.

Die Rolle der Frauen in Sowirog – außer der Arbeit – war das Schaffen eines frommen Hauses voller Kinder. Die Mühen des Alltags verlangten von ihnen die praktische Fähigkeit des Führens einer Wirtschaft, besonders da es viele der Männer zu Trunksucht und Prügeleien zog. Und dennoch – wie Jakub Jeromin sagte – „ist sogar die stolzeste Jungfrau verpflichtet, das Wort des Ehemanns zu berücksichtigen (...) Hier wurde niemals anders gelebt.“ In den *Jeromin-Kindern* treffen wir keine anderen Haltungen von Frauen. Masurinnen wie Eliza, die Schwester des Dorflehrers, sind streng, aber niemals hochmütig. Eine Ausnahme ist die stolze Mutter Marta Jeromin, deren litauische Wurzeln nicht erlaubten, sich zu beugen.

In einer besonders schwierigen Situation befanden sich die Mitglieder der Gesellschaft, die Krankheiten und Gebrechen nicht entgingen. „Denn auf dem Land ist der Körper etwas mehr als in

der Stadt, er ist das wichtigste und einzige Werkzeug. Er ist das unabdinglichste und gleichzeitig billigste. Es gibt auf dem Land keinen Platz für Knechte, die auf der Bank vor dem Haus sitzen und Abenteuer erzählen. Es gibt dort nicht genug Zuhörer, als dass man mit dem Spielen auf der Drehorgel oder dem Akkordeon ein Leben fristen könnte.“ Deswegen weckt die Person von Christean, dem behinderten Sohn der Jeromins, Mitgefühl, der zwar scharfsinnig, talentiert und lernwillig ist, aber auf die Gnade anderer angewiesen ist. Unter solch schwierigen Bedingungen ist das Schicksal selbst für Kriegshelden unerbittlich, die mit Ehren zurückkehren, aber mit der Zeit faktisch eine Last für die Mitbewohner darstellen.

Das masurische Dorf bot unveränderlich lediglich Schwierigkeiten. Im Roman von Ernst Wiechert dominiert das Gefühl der gesellschaftlichen Ungerechtigkeit verbunden mit der Ausnutzung der Masuren durch Menschen, die Macht und Vermögen besitzen. Besonders schmerzt die Einwohner von Sowirog die straffreie Verführung von Frauen und Mädchen durch den Baron, der Kinder zeugt und sie verlässt, womit er sie zu Hunger und Armut verurteilt. Im Bewusstsein der Masuren sind die Rechte der Vermögenden so stark verwurzelt, dass sie als offensichtlich angesehen werden. Wie wir aus dem Bericht des Lehrers erfahren, bezahlte er seinen Aufstieg in der festgelegten gesellschaftlichen Hierarchie mit der allgemeinen Ablehnung unter den Seinen. Da er in der Familie eines Waldarbeiters aufgewachsen ist, sollte er dessen Arbeit fortsetzen. Wie er erwähnt – „am Anfang mieden mich alle, als ob ich die ganze Kleidung voller Harz hätte“. Er fügt auch hinzu: „Früher (...) grenzte es beinahe an Sakrileg, wenn ein Armer sein Hände nach etwas so Gutem ausstreckte.“ Das Fehlen „jener Gerechtigkeit auf

dem Lande“, nach der zuletzt der Hauptheld der Sage, Jons, auf den Weg macht, schockierte besonders angesichts des Todes der Armen. „Wenn einer von den armen Schluckern stirbt, machen sich [die Reichen] nicht viel daraus. Sie meinen zu sehen, dass wir nicht sehr empfinden, was der Tod ist. Zuerst müssen die Zwetschgen angesetzt werden – sagte die Dame – das Begräbnis ist erst morgen“. Auch Jakob Jeromin beschwert sich bei seinem Sohn: „Sie nehmen uns zu viel. Mehr als sie von den Herren nehmen“.

Jenes Gefühl des Unrechts ist dabei untrennbar verbunden mit einem stark eingetrichterten Gefühl der Pflicht und Verantwortung, besonders mit Gehorsam gegenüber den Mächtigen. Die Menschen glaubten nämlich, dass jede Macht von Gott kommt, sie schulden daher Treue und Leibeigenschaft dem göttlichen Kaiser, oder einem anderen Bild des Königs-Mächtigen. Im Namen dieser Treue zogen ohne Wiederkehr viele Männer aus Sowirog in den Krieg, die Mehrzahl mit Gesang, einige in Stille, alle gezwungen von ihrem Gehorsam. Wie Wiechert schreibt: „gerade in den kleinen Dörfern wächst die beste Ernte“. Freiwillige im Dienst des Kaisers wurden Jumbo, Tobiasz und Jons, aber sie behandelten ihn ausschließlich als Pflichterfüllung, sie gingen ohne jegliche patriotische Begeisterung. Eine solche Haltung entspringt einem begrenzten Gefühl der Identität mit dem Vaterland. Für die Einwohner von Sowirog, wie auch für viele Masuren aus anderen Dörfern und Städtchen ist eher das Gefühl der Bindungen im Rahmen der lokalen Gemeinschaft wichtiger. Und warum? Wie der Autor das ausdrücklich betont: „Niemand liebte sie. Sie bedeuteten nicht mehr als Vieh in staatlichen Ställen. In Friedenszeiten gaben sie ihre Arbeit und Steuern, während des Kriegs ihre Söhne. Gro-

ße Reden und Appelle waren für sie bestimmt, sie haben sie nicht ausgelassen, aber das Herz hatte daran keinerlei Anteil.“ Dennoch waren sie unterwürfig und demütig. Nur manchmal erwachte in ihnen der Zorn und sogar Hass auf die, die sie enterbt und entfremdet hatten, ihnen nichts ersparten und sie verfluchten, wobei sie doch Abgaben, Geld und Söhne, Lasten und Leibeigenschaft forderten. „Sie fluchten zuerst, dann weinten sie, am nächsten Morgen jedoch, als noch die Sterne schienen, nahmen sie wieder die Axt auf die Schulter und gingen einer hinter dem anderen auf die Lichtung, die Beine in Lumpen gewickelt, wenn der Frost Bäume gesprengt hatte“. Deswegen hatte es für viele Masuren keine größere Bedeutung, ob der Krieg mit einem Sieg endet oder mit einer Niederlage. Die größte Wohltat für sie waren immer Brot und Arbeit.

Derselben Verbindung der Masuren mit der eigenen Erde und der lokalen Gesellschaft entsprang ihre Angst vor Änderungen sowie ihr Misstrauen gegenüber Neuankömmlingen. In den *Jeromin-Kindern* können wir u.a. darüber lesen, wie die Masuren einen Redner zur Volksabstimmung aus dem Dorf gewiesen haben, und welch fremdes Land ihnen Polen schien. Wiechert schreibt: „Falls sie überhaupt an das Nachbarland dachten, wussten sie nicht viel darüber. Aber sie sahen jedes Jahr, wie die Söhne und Töchter dieses Landes in Wallfahrten zu katholischen heiligen Stätten zogen, die in ihrem heimatlichen Gebiet gelegen waren, und sie sahen, dass das eine Schar armer vernachlässigter Menschen war, vor denen man besser Tür und Tor schloss.“ Ihr Anblick schreckte vor dem Anschluss an ein Land mit anderem Bekenntnis ab.

Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass sie, die in ihrer eigenen sicheren Glaubenssphäre lebten, sich durch eine große

Akzeptanz für andere Bekenntnisse auszeichneten.

Jan Rosław analysiert in seinem Buch *Ernst Wiechert. Życie i dzieło* (dt. Ernst Wiechert – Leben und Werk) jene Haltungen der Helden des Romans. Der Forscher betont, dass Wiechert bewusst ein Bild der Masuren als toleranten Menschen aufbaut, die sich an Neuankömmlinge anderen Glaubens mit Achtung und Verständnis richten. Ein Beweis dafür ist die Wahl des Landwirts Czaja, eines Baptisten, als Nachfolger von Michał Jeromin, des Weisen und der dörflichen Autorität. Das Dorf nimmt ebenfalls nicht Teil auf der Treibjagd auf den Dorfjuden, der zum Tod verurteilt ist. Es ist hervorzuheben, dass solche Kreationen das Ergebnis vor allem persönlicher Erfahrungen und der Weltanschauung des Autors sind. Es ist interessant, dass die Einwohner des Romandorfes, obwohl sie sich der Spezifik ihres Bekenntnisses im Verhältnis zu den Katholiken bewusst sind, manches Mal das Fehlen der Kenntnis der Prinzipien des eigenen Glaubens verraten. Fremd sind ihnen z.B. die Strukturen und die Ämter der Kirche.

In den *Jeromin-Kindern* lesen wir vom Besuch des Konsistorialrats: „Gogun [stellte fest, dass der Gast] mit Sicherheit Bischof ist, vielleicht vom Kaiser geschickt, um dem Pastor Mut zu geben. Es wurde zwar der Einwand vorgebracht, dass nur die Katholiken einen Bischof haben, aber Gogun drückte die Meinung aus, dass in solche schwierigen Fällen vielleicht auch die Protestanten das Recht auf einen Bischof haben können.“ Wichtigster Repräsentant der Kirche, vor allem aber von Gott selber, blieb der Pastor, der sich großer Autorität erfreute.

In ihm sahen die Masuren in Sowirog einen Führer und Kenner des im Buch der Bücher enthaltenen Wortes Gottes. Der Pastor konnte dank ihm Unterstützung und Trost in Situationen

schwerer Proben bringen, denen Gott die Menschen aus dem Dorf unterzog. Der Bibel selbst wurde in masurischen Häusern große Wertschätzung erwiesen. Sie war nicht selten das einzige regelmäßig und mit Ehrfurcht gelesene Buch, und wurde manchmal, wie im Haus der Jeromins, von den Senioren aus dem Gedächtnis zitiert. Wiechert zitiert in seinem Roman viele Male die Beschreibung dieses wichtigsten aller Bücher selbst, knüpft aber auch an biblische Motive an, wenn er Figuren und die dargestellte Welt erschafft. Von der großen Achtung, mit der die Bibel umgeben wurde, zeugt folgendes Fragment: „Während des letzten Abends saßen sie wie gewöhnlich in der Küche, aber niemand erinnerte mehr an die Reise, als würde sich der nächste Tag nicht von den anderen unterscheiden. Als sich jedoch Jakub erhob und bemerkte, dass es Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben, wandte der Großvater seine Augen vom Feuer ab, blickte auf Jons und sagte – Jetzt, Enkel, höre zu“ – Alle erhoben sich von ihren Plätzen, auch Christean gestützt auf die Krücken, und der Großvater begann die Geschichte von David und Goliath aus dem Ersten Buch Samuel zu erzählen.“ Die masurischen Protestanten evangelisch-augsburgischen Bekenntnisses bedienten sich auch Gesangbücher, die Psalmen, Lieder und Gebetsbetrachtungen enthielten.

Bezugspunkt für jegliche Verhaltensnormen war für sie die Heilige Schrift. In ihr fanden sie Hinweise, wie sie leben sollten, schöpften sie Wahrheit, fanden sie Trost. Sie war das, wonach sich der in der großen Stadt einsame Jons sehnte. „Wer in sich Wehmut trägt, friert leicht. Ich würde sehr gerne die Bibel bei mir haben, aber sie war zu schwer und andere hätten gelacht. Über die Bibel haben sie keine hohe Meinung. Die Zeiten werden kommen, wenn sie erst beginnen werden, sie zu schätzen“.

Und wie ist der Gott der einfachen Einwohner von Sowirog? Vor allem allgegenwärtig. Sie sprechen mit ihm, besonders wenn sie Tod, Gebrechen, Martyrium und Qual einholten. Sie fürchten sich nicht, ihm gegenüber Groll über zu viel Leiden, über zu schwere Proben zu fühlen. In den *Jeromin-Kindern* fallen bittere, an Gott gerichtete Worte: „Wo sind denn die Versprechungen und Erscheinungen geblieben? Geliebter Vater... geliebter Vater.“ Denn unveränderlich ist Gott-Vater, manchmal sanft, manchmal zornig, der den hiesigen Menschen mit breiten Schultern die harte göttliche Hand anbietet, an die sie sich über Tausend Jahre mit der Zeit gewöhnt haben.

Das bestätigt Jakob Jeromin, wenn er sagt: (...) Als Gott die Menschen aus dem Paradies vertrieb, hat er für uns den Schweiß bestimmt (...). Die Masuren zeichnet darüber hinaus der Glaube an die göttliche Weisheit und an einen göttlichen Plan aus. Ihnen bleiben so die Demut und der Glaube an die Gerechtigkeit.

Der Autor beschreibt das deutlich in folgendem Fragment: „Nach dem großen Sterben saßen sie einige Wochen lang still und niedergeschlagen am Kamin, nur die Hände ringend. (...) Gott hatte sie mit dem Schicksal der Kinder und des Pastors geprüft, und jetzt wussten sie nicht, was er noch vorhatte.

Die Männer gingen nicht zur Abreit, einige Male betranken sie sich und verprügelten ihre Frauen. Die Frauen verteidigten sich nicht, sie saßen nur unbeweglich und schauten vor sich hin.

Da Gott sie verlassen hatte, mussten sie nicht spinnen, weben, nicht einmal sich verteidigen, wenn der Ehemann den Gürtel

abschnallte. Sie wussten nicht, womit sie gesündigt hatten, aber Gott weiß das mit Sicherheit.“

Das Bewusstsein der sündigen Natur des Menschen begleitete die einfachen Menschen aus Sowirog beinahe täglich, so wie sie das Wort Gottes begleitete. Doch für sie war nicht alles, was süß und verboten war, sündig. Wie wir in den *Jeromin-Kindern* lesen war „<<Sünde>> [für die Masuren] ein großes Wort, das von der Kanzel ernst und schön klang, jedoch war der Alltag nicht etwas, zu dem große Worte passen würden, und manchmal dachten sie sich im Verborgenen, dass dieses Wort die Herren erfunden haben, damit die Armen nicht das forderten, was sie ausschließlich für sich behalten wollen.“ So wurde auch der Diebstahl von Holz für den Bau der Kirche lange nicht als etwas Böses angesehen, dahinter stand schließlich ein edles Ziel und Gott selbst war die Ursache der Tätigkeiten. Ähnlich hat Wilderei auf staatlichem Gelände ein anderes Maß, sie richtet sich schließlich gegen die Wohlhabenden, nicht gegen Gott.

Da göttliches Recht in der Hierarchie jener Menschen immer über dem menschlichen stand, kam es auch zu Gewaltakten in den Familien, wie z.B. bei der Witwe Kroll, die ihre Schwiegertochter mit dem Besenstiel verprügelte, weil die sich als nicht ausreichend gut für ihren Ehemann erwies. Obwohl auch in Sowirog drastische Körperverletzungen und Morde vorkamen, scheint es, dass das häufigste

Problem der masurischen Familien die Trunksucht und die Neigung zu Handgreiflichkeiten waren, und zwar sowohl von Seite der Frauen als auch der Männer. In der Familie Gogun fand das Herausschlagen „einer Trinkerkatarakt aus dem Kopf des Ehe-

manns“ mit Hilfe eines in ein Tuch gewickelten Steines statt. Die Frau warf auch auf den betrunkenen Ehemann ein großes Netz, das sie unten zuband, „damit er wie ein gefangener Habicht solange am Fußboden liegt, bis er nüchtern geworden ist“. Der Ehemann von Gina hingegen versuchte sie immer noch mit dem Gürtel zu verprügeln, wenn er sich betrunken hatte, aber seit sie für diese Gelegenheit in der Küche siedendes Wasser bereit zu halten begann, um es ihm auf die Hände zu gießen, gab er das Schlagen auf. Die Motive eines solchen Vorgehens illustriert hervorragend das folgende Fragment: „Gogun betrank sich oft, und in seinen geflochtenen Weidenkorb geriet des Öfteren etwas, was nicht mit allem ihm gehörte, aber er war fromm wie alle Goguns. Wenn er in der Kirche saß und die Orgel den Raum mit ihren Klängen füllte, standen ihm die Tränen in den Augen. Er war ein Sünder und wusste darum, und weil er es wusste, war er fromm. Seine Ehefrau zererschlug ihm den Rücken mit einem Stein und auch das war verdient. Sie war eine Statthalterin Gottes, wenn also Gott keine Zeit hatte, auf ihn aufzupassen, umwickelte sie einen Stein mit dem Tuch und schlug zu. Alle Goguns hatten rechtschaffene Frauen“.

Trotz jener Vergehen, die die Menschen aus dem Dorf auf dem Gewissen hatten, hatten sie ihren Kodex von harten moralischen Prinzipien, die in der Konfrontation mit der großstädtischen, sittlichen Laxheit noch nicht angetastet worden waren. Den jungen Jons schockte das Verspotten der Lehrer durch die Schüler, Anstoß erregten Photographien nackter Frauen, die im Haus wie Vasen mit Blumen ausgestellt wurden, ähnlich wie das unbescheidene und herausfordernde Benehmen junger Mädchen. „All das unterschied sich von dem Leben, das er bisher geführt hatte. Er wusste nicht,

dass sie, die im Wald lebten, um ein Jahrhundert zurück waren, dass die Epoche sich schon über viele Dinge lustig machte, die dort heilig waren.“

Sowirog lag in den weiten Wäldern der Johannisburger Heide an einem ruhigen See, weit weg von den Kommunikationswegen. Eine solche geographische Lage ließ einerseits eine starke Verbindung der Einwohner mit der Umwelt entstehen, verengte die natürlichen gesellschaftlichen Verbindungen mit der Schaffung einer besonderen „wäldlichen“ Gemeinschaft, andererseits verurteilte sie zu einer gewissen Isolation.

Sie lasen keine Zeitungen, und das, was in der Region oder auf der Welt geschah, erreichte sie über die Lippen des Lehrers, der für sie wie Moses in der Wüste war.

Das vertiefte die Beschränktheit und entfernte von allem, was in der zivilisierten Welt gut ist. Mit Sicherheit hätte der Tod keine so schreckliche Ernte eingefahren in dem Jahr, als in der Umgebung einige Dutzend Kinder an den Masern starben, die aus Gründen des Nichtwissens mit Terpentin und Kamille behandelt wurden.

Die Angst, die die Menschen des Waldes in solchen Momenten begleitete, berührte die Vorstellungskraft gefährlich und bewirkte, dass sich mit der Realität Erzählungen zu mischen begannen, über in den Wäldern verborgene Werwölfe und Nixen, die unaufmerksamen Menschen auflauern, und über wehmütige auf einer Flöte gespielte Melodien, die eine magische, unheilvolle Macht erlangten. Damals wurden sogar ein unauffällig in einem Holzbalken wohnender Holzwurm oder eine in der Nacht rufende Eule zu Vorboten des Todes.

Über das Gefühl der Verbitterung und des Leids unter den Masuren schreibt Wiechert sowohl im Namen der ganzen Gesellschaft, als auch einzelner Personen. „Sie, Marta, war seit zwanzig Jahren Sklavin. Sklavin ihres Mannes und ihrer Kinder, und der Pflicht des grauen Alltags. Sie hatte sich einem Traum verkauft, aber an einem bestimmten Morgen war der Traum verflogen“.

Charakteristisch ist die Frage der Heldin: War das eigentlich das Leben? Oder kommt vielleicht noch irgendwann etwas, was erlauben würde, den ganzen Rest zu vergessen, die tägliche Mühe voller Plackerei und Bitterkeit?

Aber alle Einwohner von Sowirog begleitet eine Reflexion: „Alles das war wie eh und je. Es hat schon die Nacken ihrer Großväter und Großmütter gebeugt und es beugt auch die Nacken ihrer Enkel.“ Die Aussöhnung mit dem eigenen Schicksal, das seinen Stempel auf den harten und müden Gesichtern eingeprägt hat, unterstützt nur der Glaube, dass, obwohl „die Stirnen nur den Acker berühren können, die Knie den Staub des Weges, aber niedriger, tiefer, war bereits ein Ort nur für die Toten“.

Dann kann sogar der Tod sich als die erwartete Erlösung erweisen. Auf diesen Moment wartete u.a. die lokale Kräuterfrau: „Es wäre gut, wenn alles endlich zu Ende gehen würde. Liebe, Hass, in den Wald gehen, Hunger und Durst, alles, alles. Aber das, was noch kommt, bevor das zu erwarten ist, muss man schließlich auf die Schultern nehmen und ziehen, so wie man den ganzen Rest gezogen hat“.

In den *Jeromin-Kindern* unterstreicht Wiechert deutlich einen Mechanismus, um mit der Last der Armut und Hoffnungslosigkeit unter den Bauern fertig zu werden. Auf der einen Seite

kreiert er Gestalten wie Jons Jeromin – einen angehenden Arzt, der den Bedarf der Änderung des nicht akzeptierten Teils ihrer Welt sieht und an das Gelingen der eigenen Bemühungen glaubt. Auf der anderen hingegen präsentiert er eine Reihe von Helden, wie Michał Jeromin – den ältesten Sohn, der den Sinn seines einfachen Lebens in der Kohärenz mit der Erde sieht, in der Kontinuität seiner Familie: „Es schien ihm, dass er überzeugt war, dass ihn der Tod bezwingt, wenn er nicht ein Kind zurücklässt. Wenn das Kind schon geboren ist, wird es unwesentlich, ob er selbst am Leben bleibt oder nicht. Das bäuerliche Blut, das in ihm floss, verlangte weder Glück noch Freuden, sondern nur die Sicherung der Nachfolge. Er musste etwas zurücklassen, was ihn mit der Zukunft verbinden würde und ihr Sicherheit geben würde. Der Acker soll nicht brach liegen, und die Bürgschaft, dass das nicht geschieht, konnte nur ein Kind sein, ein Sohn, der über dieselben Furchen schreiten wird wie der Vater.“

Der Vater wiederum – Jakub Jeromin ähnlich wie der Gendarm Korsanke oder der Lehrer Stilling – der Stifter des Stipendiums für den begabtesten Schüler, legt seine Hoffnung auf Hingabe und Aufopferung, in der Ausführung seiner Pflicht, wie z.B. das einsame und harte Leben am Meiler. Als er ihn löscht, kommt es ihm vor, als ob er damit sein eigenes Leben auslöscht.

Die strenge Natur, die harte Arbeit und das Gefühl der Isolation bewirkten, dass die Masuren aus Sowirog für sie spezifische Merkmale annahmen, und zwar Schweigsamkeit, eine Neigung zu Nachdenklichkeit, die sie Gott näher brachte, sowie eine Langsamkeit, die sichtbar war in den gleitenden, geruhsamen Bewegungen der Arme und Beine, als ob sie nur vom Wind gedrängt würden.

Der Wald hingegen nahm ihnen Überheblichkeit und Aggressivität, indem er ihnen eine gewisse Abstumpfung und innere Stille aufzwang. Er machte aus ihnen Trapper, die sich hervorragend im Gelände orientieren, wachsam und vorsichtig. Das bescheidene Dasein und das Gefühl der Verantwortung erzwangen Zuverlässigkeit in der Arbeit, die der Ernst begleitete. Spiel in Sowirog war nicht dasselbe wie Spiel und Lachen in der Stadt. Jenes Waldblut, das schwärmerische Blut, das in ihren Adern floss, erlaubt ihnen höchstens nach dem Titel lokaler Geistlicher zu greifen. Die Demut aus dem Wald ließ sie sich mit Unglück abfinden und direkt am Anfang die Idee von einem hoch erhobenen Kopf aufgeben.

Die direkte Verbindung mit der Natur bildete unter den Einwohnern des Dorfs vor allem Ausdauer, Geduld und Widerstandsfähigkeit gegen Schmerz aus. Wie sagte der junge Jons Jeromin: „Leiden ist das Privileg derjenigen, die Zeit haben, und arme Menschen vom Land haben keine Zeit, also sollten sie sich vom Leiden befreien, weil es Kraft nimmt.“ Die Kinder des Waldes überlebten ihr Schicksal würdig, klaglos, als ob sie verstünden, dass man die Gesetze des Schicksals nicht ändern kann. Sie bemühten sich daher, Befriedigung im einfachen, ehrlichen Leben zu finden.

Die Masuren schätzte treffend einer von den städtischen Lehrern von Jons ein, indem er sagte:

- Du kommst aus dem Wald, und aus dem Wald kam immer Gutes zu uns. Nimm nichts von dem an, was sie Dir hier als Herrlichkeiten zeigen. Das, was Du besitzt, ist besser. Lerne, aber verlerne auch nicht.

Das Johannisfeuer und seine mystischen Überlieferungen

Von Gunter Schiwy

Der Johannistag, der 24. Juni, war für die Bewohner der Johannisburger Heide ein normaler Arbeitstag wie jeder andere auch, obgleich er der Geburtstag Johannes des Täufers war, des Schutzheiligen, dem unsere Kreisstadt Johannsburg ihren Namen verdankt. In dem Wappen der Stadt befindet sich das abgeschlagene Haupt Johannes des Täufers in einer Schale.

Ursprünglich gehörte der Johannistag zu den preußischen Festen der Galinder und Sudauer, die früher Masuren bewohnten. Sie waren mit der Natur viel enger verbunden, als wir es heute sind.

Deshalb wurde die Mittsommernacht von ihnen im Hinblick auf ihren Götterglauben entsprechend gefeiert. Dazu gehörte an dem längsten Tag des Jahres mit seinem hellen und strahlenden Tageslicht ein Freudenfeuer. Das Tageslicht spielte bei diesen Völkern eine wichtige und bedeutende Rolle.

Deshalb haben sie diesen Tag mit Gelagen und einem guten Essen nach preussischer Art begangen. Denn nach ihrer Auffassung war ein menschliches Leben nur mit Hilfe der höheren Mächte möglich.

Diese Naturverehrung entsprach ihrem Denken und Fühlen und fand Ausdruck in kultischen Festen mit entsprechenden Opfern

für ihre Götter.

In der heidnischen Zeit galt das Feuer mit seiner Wärme als heilbringendes Mittel. Man sprach ihm Schutzfunktionen bei Krankheiten und Unwetter zu. Deshalb hielt man gegen diese „feindlichen Mächte Not- und Hagelfeuer“ ab.

Diese Feuer waren gleichzeitig heilige Beschwörungen. Sie sollten die Hexen und Geister vertreiben, die als Seelen verstorbener und lebender Frauen ihr Unwesen trieben. Diese Hexen flogen entweder selbst auf einem Besen oder sie ritten als Wölfe, Ziegenböcke und Katzen durch die Lüfte. Dieser Aberglaube der Hexen geht auf die indogermanischen Stämme und ihre Sonnenverehrung der Himmels- und Lichtgötter in Hainen zurück.

Die „Not- und Hagelfeuer“ waren Mittel gegen Krankheit und Wetterunbilden. Nachdem der Holzstoß niedergebrannt war, sprangen die Prußen über das Feuer, um durch die züngelnden Flammen die Krankheitserreger, die in ihnen stecken, wegzubrennen. Anschließend sangen und tanzten sie um die verglühende Glut. Die Asche wurde zur Erzielung besserer Ernten auf die Felder gestreut.

Aus diesen Feuern in der Zeit der heidnischen Prußen entwickelten sich über viele Generationen hinweg unsere Johannisfeste, die seit dem Jahre 506 nach Christi zur Feier des Geburtstages Johannes des Täuflers als Leuchte der Menschheit“ begangen werden .

Sie gelten auch heute als Symbol der Sonne. Jetzt rollt man in bestimmten Gegenden zusätzlich mit Stroh umwickelte, ange-

zündete Räder, die als Sinnbilder der Sonne gelten, von Höhen und Bergen in die Täler. Überall dort, wo sich im Laufe der Zeit germanische Stämme angesiedelt haben, werden die Johannisfeuer zur Erinnerung an die Vorfahren würdig begangen.

Die Germanen brachten ihren Göttern für das strahlende Sonnenlicht und für die daraus resultierenden Ernten am Johannisfeuer ein Ziegenbockopfer dar. Es war eine Dankesgabe für den Tages- und Jahresrhythmus und für das Dasein in dieser Welt.

Die Vorfahren nahmen das Opferfeuer zum Anlass, daraus ein Fest mit entsprechendem Gelage, Essen, Gesang und Tanz zu veranstalten. Man verabschiedete diesen längsten Sommertag durch eine Sonnenverehrung am Johannisfeuer.

Dieses Feuer war auch ein religiöser Brauch der Prußen. Die Überlieferung diente gleichzeitig zur Bindung und Festigung der Stammesbrüder untereinander. Überall auf den Hügeln und in den Wäldern an den Seen brannten Freudenfeuer als Sinnbilder des lebensspendenden Sonnenlichtes, der Sommersonnenwende.

Sie wurden als Heilmittel angesehen und dienten in den Anfängen zur Abwehr von unsichtbaren Gewalten und Gestalten. Wie ich bereits eingangs erwähnte, war der Johannistag bei uns in Kreuzofen in der Johannisburger Heide ein besonders Tag, weil er uns an den Geburtstag Johannes des Täufers erinnerte.

Es wurde am Abend, nach getaner Arbeit, gebührend gefeiert. Schließlich. war er kein freier Tag! Tagsüber ist auf den Feldern

und Wiesen gearbeitet worden. Wir feierten ihn, wie unsere Vorfahren, als ein Fest der Hingabe an die Natur und an das leibliche Wohl.

Es galt, sich unserer Altvorderen als würdig zu erweisen und sich ihrer zu erinnern.

Einen Tag vorher wurde von den Waldarbeitern auf der Holzablage Bibershöhe/Bebrowa an der Großen Samordeier Bucht des Niedersees zwischen Groß Kurwien und Kreuzofen ein riesiger Holzstoß errichtet, der aus Kiefern-Holzkloben mit Kien, aus Kaddigs und Reisig sowie Holzstangen zu einer Pyramide aufgeschichtet wurde.

Um diesen Holzhaufen versammelten sich die Bürger beider Orte am Abend des Johannistages, insbesondere die heranwachsende Jugend.

Der Gastwirt Lipka stellte am Waldrand der Holzablage, in der Nähe der Kaddigs, eine Theke, Stühle und Tische auf, wo Schnaps, Bier, Limonade, Würstchen, gebratener Fisch, Räucherfisch und Süßigkeiten verkauft wurden.

Vor dem Abbrennen des Holzstoßes wurde bereits das Johannisfest gefeiert. Dazu gehörten verschiedene Wettkämpfe und spiele, zum Beispiel Tauziehen, Baumstamm-Wettsägen, Sackhüpfen und Schießen. Dabei musste die Jugend beider Dörfer ihre Kräfte messen. Nicht selten endete so eine Johannisnacht mit einer Rauferei. Meistens waren die heiratsfähigen Mädchen beider Orte der Anlass.

Im Walde am Kujätz wurde ein provisorischer Schießplatz errichtet. Auf ihm fand ein Kleinkaliber-Preisschießen statt. Drei Schuss kosten 10 Pfennig.

Sobald es dämmerte und dunkel wurde, zündete der Bürgermeister Kreuzofens mit einer Fackel ein Strohband an, um die Flammen des Johannisfeuers lodern zu lassen. Der Funkenregen prasselte nach allen Richtungen, je nachdem, wie der Wind vom Niedersee sich drehte.

Jetzt sangen und tanzten die Teilnehmer um das Lagerfeuer, dessen lodernde Flammen sich auf der Wasseroberfläche des nahen Sees in der Nacht widerspiegelten. Es wurde immer das Lied „Flamme empor! Heilige Glut! Rufet die Jugend zusammen ...“ gesungen. Dabei fassten sich die Anwesenden bei den Händen. Die Lieder hallten durch den Wald und über den weiten See wie ein Schwur.

**Die Redaktion der „Masurischen Storchenpost“
bedankt sich bei allen Leserinnen und Lesern
für ihre freundlichen Briefe und Anrufe.
In den schwierigen Zeiten der Pandemie
haben sie uns Mut gemacht
und uns motiviert, bessere Arbeit zu leisten.**

**Wir hoffen, dass wir uns in diesem Jahr wieder
wie gewohnt in Mrągowo zu den Mittwochstreffen
treffen können
und vom 24. bis 26. September sehen wir uns in
Krutynia beim 31. Kultur- und Begegnungsfest der
Masurischen Gesellschaft.**

In diesem Heft

- 3 **Verletzung des masurischen kulturellen Erbes**
Verwüstung des evangelischen Friedhofs in Neuendorf
bei Lyck
- 8 **Arbeiten auf dem Friedhof in Krzyżany/Steinwalde**
Von Maria Grygo
- 11 **Ostpreußische Landschaft**
Von Ernst Wiechert
- 16 **Das Bild der Masuren**
in Ernst Wiecherts „Jeromin-Kindern“
Von Anita Romulewicz
- 35 **Das Johannisfeuer und**
seine mystischen Überlieferungen
Von Gunter Schiwy
- 40 **Die Redaktion der „Masurischen Storchepost“**
bedankt

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo,
Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady, Ewa Dulna.
Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln vom des Inne- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Arbeiten auf dem Friedhof in Krzyżany/Steinwalde

Foto: Maria Grygo



**„Masuren ist seit eh und je - ein Zauberland“ (Gert O. E. Sattler)
Foto: Ewa Dulna**